

Das aktuelle theologische Buch

♦ **Becher, Peter:** Adalbert Stifter. Sehnsucht nach Harmonie. Eine Biografie. Friedrich Pustet, Regensburg 2005. (256, 6 Farb- und 37 s/w. Abb.) Geb. Euro 25,60.

Der Trauerchor beim Begräbnis von Adalbert Stifter am 30. Jänner 1868 wurde „von dem noch wenig bekannten Domorganisten Anton Bruckner“ dirigiert (226). Hier trafen zwei Gestalten aufeinander, die schlaglichtartig deutlich machen, über welches Potenzial von bedeutenden Persönlichkeiten Oberösterreich damals verfügte. Zu nennen wäre noch (der von P. Becher unerwähnte) Bischof Franz Joseph Rudigier (1853–1884), der am künstlerischen Aufstieg Bruckners wesentlichen Anteil hatte. Mit Stifter hatte er übrigens gemeinsam, dass auch ihn die Revolution von 1848 aus Wien vertrieb. Während Rudigier damals nach Innichen ging, wo er die Propsteipfarre übernahm, fand Stifter in Linz sein neues Betätigungsfeld.

Der Verfasser, seit 1986 Geschäftsführer des Adalbert Stifter Vereines in München, hat dem Dichter das vorliegende, gut geschriebene Buch gewidmet. (Einige Flüchtigkeitsfehler hängen sicherlich mit dem Erscheinungstermin zusammen, der dem 200-Jahr-Jubiläum der Geburt Stifters Rechnung tragen wollte.) Becher will weder eine „systematische Analyse“ des Werkes noch eine ins Detail gehende Biographie bieten, sondern vielmehr versuchen, dem interessierten Leser „Zugänge“ zu einer überragenden, wenn auch bis heute umstrittenen schöpferischen Kraft des 19. Jahrhunderts zu verschaffen (10).

Geboren wurde Stifter am 23. Oktober 1805 in Oberplan im Sudetengau als Sohn eines Leinwebers und Flachshändlers. Er blieb stets tief verwurzelt mit seiner Heimat; die Landschaft des Böhmerwaldes beeinflusste sein gesamtes Schaffen nachhaltig. 1818, ein Jahr nach dem Tod seines Vaters, ermöglichte ihm sein Großvater die Aufnahme in das Stiftsgymnasium Kremsmünster, das zum „prägenden Milieu seiner Bildung und seiner Weltsicht werden sollte“ (43). Seine Lehrer Placidus Hall, Ignaz Reischl, Marian Koller und Georg Riezlmayr förderten den begabten Schüler, dem hier

in Kremsmünster, so zu sagen „im Schutz der Klostermauern“, die „Praxis eines aufgeklärten Christentums“ vorgelebt wurde, das die Ära Metternichs ablehnte (51). Die Anfänge des Dichtens und Malens setzen in Kremsmünster ein, den „Maler“ Stifter förderte besonders sein Zeichenlehrer Riezlmayr.

Nach Abschluss des Gymnasiums ging Stifter nach Wien, um Jus zu studieren, aber später wechselte er zu Mathematik, Naturwissenschaft und Astronomie über; doch auch in diesen Fächern erlangte er keinen akademischen Grad. Hier wird ein Wesenszug Stifters erkennbar: die mangelnde Kraft zum Durchhalten. Das dürfte sich auch auf seine Beziehung zu Fanny Greipl, der Tochter eines wohlhabenden Leinwandgroßhändlers in Friedberg, die er verehrte, aber nicht gewinnen konnte, ausgewirkt haben. So heiratete er 1837 die attraktive, ihm geistig jedoch unterlegene Putzmacherin Amalie Mohaupt. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich als didaktisch geschickter Hauslehrer in Bürger- und Adelsfamilien. Dadurch fand er zugleich Anschluss an die höheren Kreise der Gesellschaft. Auch machte er sich viele seiner Schüler zu Freunden (70). Noch aber hatte er keine gesicherte Existenz. Die Bewerbung um eine Professur für Mathematik und Physik an der Universität Prag scheiterte nicht daran, dass er keinen Studienabschluss hatte, sondern daran, dass er, obwohl „schriftlich unter den Besseren, zum mündlichen Vortrag nicht erschien“ (80).

Die Krise, in die Stifter nun glitt, überwand er 1840 mit der Veröffentlichung von drei Erzählungen (Condor, Haidedorf, Feldblumen), die ihn rasch berühmt machten. Der Lyriker Joseph von Eichendorff meinte, Stifter komme von der Romantik, habe diese überwunden, aber von ihr „die religiöse Weltanschauung, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis (!) der Natur ... herübergerettet“ (103). Die biblischen Bezüge sind in seinem Werk unübersehbar, der Dichter rückte in die „Nähe der Propheten“. Die Gestalt des Felix im „Haidedorf“ ist dafür repräsentativ. Die Großmutter, die auch für Stifters Großmutter steht, sagt über Felix: „Er ist geworden wie einer der alten Seher und Propheten ... und ich habe ihn dazu gemacht, weil ich die Körner des Buches der Bücher in ihn geworfen ...“ (113).

„Der schlagartige Erfolg seiner Erzählungen brachte Stifter nicht nur eine begeisterte Leserschaft, sondern auch die persönliche Bekanntschaft mit den Wiener Schriftstellern seiner Zeit“ (127), so zum Beispiel mit Grillparzer. Es gab freilich auch ablehnende Stimmen. Nach Friedrich v. Hebbel war er ein Dichter der „Käfer“ und „Butterblumen“, der „die Menschen nicht kennt“ und „die Sterne nicht sieht“ (128).

1842 schuf Stifter mit der Erzählung „Abdias“ ein Werk „von geradezu alttestamentarischem Zuschnitt“. Der Jude, der zunächst „im nordafrikanischen Atlasgebirge in einer römischen Ruinenstadt aufwächst“ (134) und schließlich in ein abgelegenes Tal Böhmens zieht, verbindet schon dadurch Kulturen und Religionen (Judentum, Islam, Christentum) miteinander. Durch sein schweres Schicksal (seine Frau verlässt ihn, die Tochter Judith wird blind geboren, später geheilt, aber dann von einem Blitz erschlagen) gleicht Abdias ein wenig dem Dulder Hiob. Dennoch sieht der Dichter in ihm nicht einfach ein blindes Fatum am Werk, sondern viel eher eine „Kette der Ursachen und Wirkungen“, wovon die Menschheit allerdings „erst einzelne Blätter aufgedeckt“ hat.

In der Revolution von 1848 erblickte Stifter nicht nur den Versuch einer Befreiung; er sah darin auch neue „Despotengelüste“ am Werk, die man nur mit echter „Bildung“ überwinden könne (156–158).

Der Statthalter von Oberösterreich Alois Fischer, der mit Stifter befreundet war, gab dem pädagogisch begabten Dichter eine Chance, seine Ideen von Bildung in die Tat umzusetzen. Stifter wurde Inspektor der Volksschulen mit dem Titel „k.k. Schulrath“. Bald arbeitete er einen Organisationsentwurf für eine „Realschule in Linz“ aus, übernahm das Amt eines „Referenten für Kunst und Althertum“ und rettete als solcher den Kefermarkter Altar. Auch begründete er die „Oberösterreichische Landesgalerie“. Der rastlos Tätige fand viel Anerkennung, was zum Beispiel eine Einladung der jungen Kaiserin Elisabeth zur Hoftafel in Bad Ischl deutlich zeigt. Das dichterische Schaffen trat nun etwas zurück. Doch 1853 erschienen die „Bunten Steine“ mit der Erzählung „Bergkristall“ und der berühmten Vorrede, in der er

das „sanfte Gesetz“ darlegte. Mit diesem wendete er sich gegen Kritiker wie Hebbel, welche im Kleinen das Große nicht zu sehen vermochten.

Seinem Bildungsauftrag entsprechend, wollte Stifter ein „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung“ erstellen, das vor allem für Oberrealschulen gedacht war, 1854 im Druck erschien und von Statthalter Eduard von Bach empfohlen wurde. Das zuständige Ministerium lehnte das Buch jedoch ab (1855). Die Enttäuschung darüber leitete „das Elend der letzten Jahre“ Stifters in Linz ein (187). Auch seine großen Romane „Der Nachsommer“ und „Witiko“ brachten ihm, entgegen seiner Erwartung, nicht den gewünschten Erfolg. Ein Rezensent der „Breslauer Zeitung“ stellte im Zusammenhang mit dem Erscheinen des „Witiko“ die Frage: „Wie kommt es, daß ein so bedeutendes Talent wie der Verfasser so unbedeutend geworden ist?“ (215).

Bald setzten dem Dichter auch Geldsorgen und gesundheitliche Probleme zu. Ein wahres Schreckensjahr war für ihn 1859, in welchem seine geliebte Mutter und seine beiden Ziehtöchter starben und in dem Österreich die Schlacht von Solferino verlor, was den Patrioten Stifter erschütterte (217f.). 1865 musste er in den Ruhestand treten. Eine Kur in Karlsbad brachte nicht den gewünschten Erfolg, ja die von einer Leberzirrhose stammenden Schmerzen nahmen ständig zu. In der Nacht vom 25. auf den 26. Jänner 1868 fügte sich Stifter mit dem Rasiermesser einen tiefen Schnitt am Hals zu, den der Arzt zwar vernähen konnte (224); doch am 28. Jänner starb der Dichter, „versehen mit den heil. Sakramenten der Sterbenden“, wie es auf dem Totenbildchen heißt (227).

Diese Besprechung wollte aufzeigen, dass P. Becher mit seinem Buch eine gut lesbare Hinführung zu Stifter gelungen ist. Dem Rezensenten lag aber auch daran, auf die religiöse Dimension im Werk des Dichters hinzuweisen.

Linz

Rudolf Zinnhobler